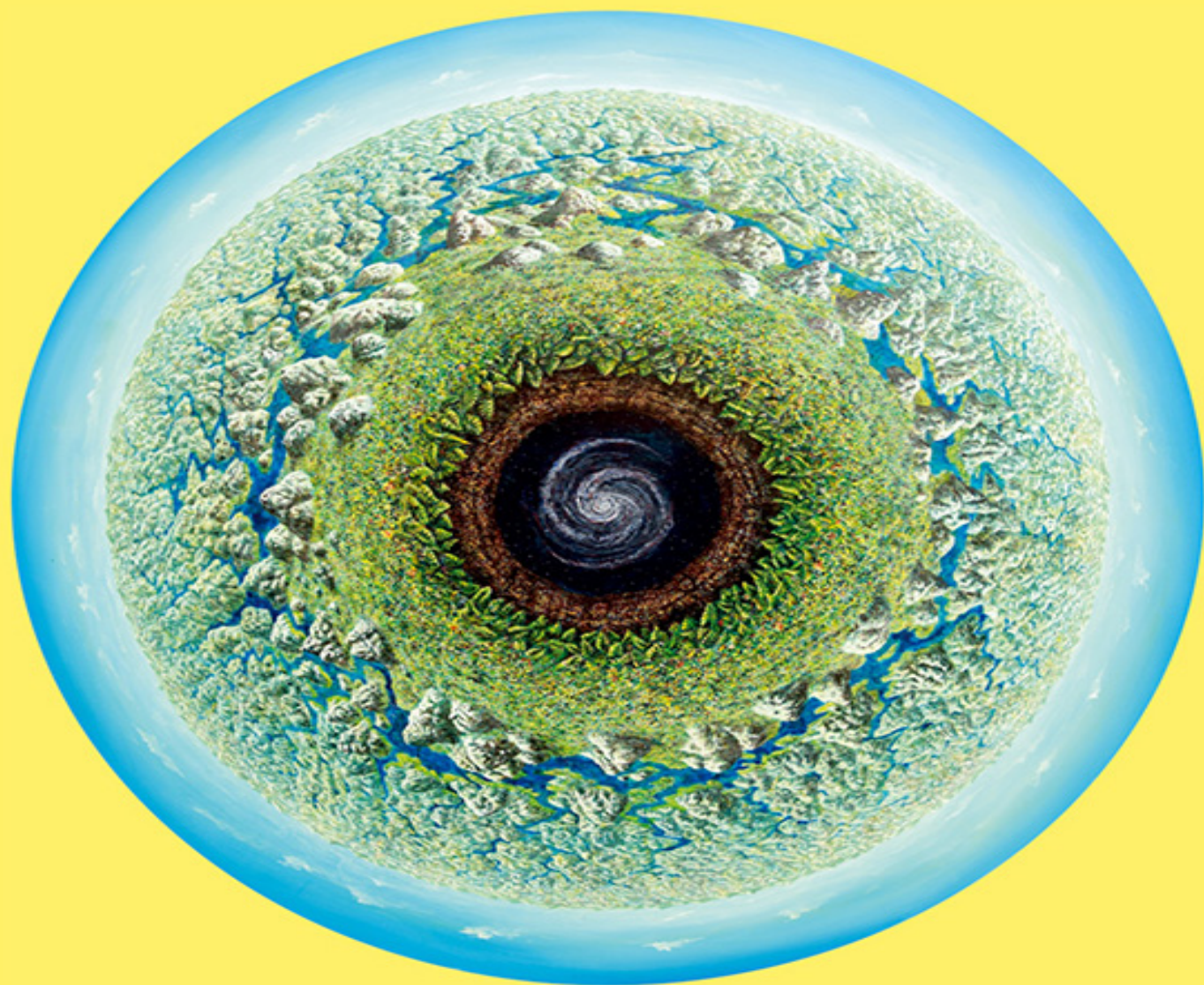


Philipp Heckmann



Tag und Nacht gleiche

Band II

artprojekt

INHALT

Die Schildkröteninsel
Die Regenbogenschlange
Luna
Aquarium
Die schwimmende Insel
Global Warning
Das Meeresmuseum
La Solitude
Der Irrgarten
Shelter from the storm
Zeitfenster
Das Innere Auge
The past future
Die Hängebrücke
Der Überflieger
Das Atlantisprojekt
Die Selbstzerstörungsmaschine
Le passé retrouvé
Splash Gordon
Der Gott der Maschinen
Icy Gulp
Flora
Krieg der Welten
His Part of Liberty
Blind Date
All this useless things

Bilderverzeichnis

Im Nachhinein betrachtet, war die Reise im Kopf das bedeutendste Ereignis meines Lebens. Ich träumte mit weit geöffneten Augen, war Traumgänger, Wanderer zwischen Tag und Nacht. Sämtliche Erinnerungen waren mit meinem Segelboot untergegangen, nur zuweilen gab es in unzugänglichen Tiefschlafphasen blasse Andeutungen auf eine andere Welt. In diesen Momenten durchdrang diffuses Licht meine Augenlider und dumpfe Geräusche hallten in meinen Kopf. Manchmal glaubte ich gleichmäßiges Piepen, ein andermal undefinierbare Stimmen zu hören. Diese vagen Sekunden hinterließen einen schalen Nachgeschmack, doch erfreulicherweise blieb der Großteil allen Geschehens von den flüchtigen Eindrücken einer unkontrollierbaren äußeren Unwirklichkeit unbeeinflusst. Zudem erschienen mir selbst außerordentliche Widersprüche durchwegs plausibel und nachvollziehbar. Die innere Wirklichkeit bewegte sich auf verschiedenen Ebenen und die turbulenten Ereignisse ließen mir wenig Zeit, Aufschlüsse über die Vergangenheit oder meinen Aufenthaltsort einzufordern. Seit Anbeginn der Reise fielen mir die Dinge mehr oder weniger spielerisch zu. Mit Familie und einem Leben auf einer formidablen Insel wähnte ich mich am Ziel des irdischen Glücks.

Solange ich mich nicht veränderte, war alles gut. Doch es kam die Zeit, in der ich mich nach der Ursache meiner Existenz fragte. Im Hinterstübchen eines Traumes formte sich der Gedanke, im Grunde meines Unterbewusstseins sei ich in einer Wunschprojektion verhaftet. Meine Überspanntheit betrachtete die Dinge zusehends verwackelt. In der Gleichzeitigkeit unbewusster und willentlicher Zustände war es Selbstbetrug anzunehmen, bereits angekommen zu sein, indem man sich einfach verwurzelte. Irgendwo zwischen Einbildung und Tatsache

baumelte die Binsenwahrheit, dass kein Getriebener ein solides Nest bauen konnte.

Mit diesen Gedanken im Kopf war es kein Wunder, dass mich mein ungestümes Naturell in einer Sekunde alles verlieren ließ, was ich mir vorschnell erträumt hatte. Nichtsahnend stürzte mich meine selbst verschuldete Verwirrung in eine Odyssee.

Zunächst durchlebte ich die Katastrophe schlechthin und verfiel intuitiv in die wunderlichsten Realitäten. Bar jedes Zeitgefühls durchlief ich einen Kreis bunt durcheinander gewürfelter Gleichnisse, in denen all meine Ahnungen und unerfüllten Sehnsüchte auf eine Vorsehung prallten, die fern von Verstand und Vernunft in stürmischem Tempo auf mich zukam. Noch war ich ein unermüdlicher Wolkenschieber, doch in jedem Stein, den ich mir in den Weg legte, fand ich etwas Positives.

Warum ich mit meinem Einbaum zum Angeln aufs Meer hinausgefahren war, ist nicht mehr zu ermitteln. Vielleicht war es die Stille und Weite des Ozeans, die mich verträumt anzog. In Sichtweite der Insel der fischenden Katze hatte ich die Angelschnur an meinem großen Zeh befestigt und schlief, bis mich heftiges Schaukeln unsanft in die harte Realität eines Wachtraums riss. Eine schwarze Gewitterfront bewegte sich direkt auf mich zu und starker Seegang kam auf. Hastig begann ich mein Segel zu hissen, um gegen den Wind an Land zurück zu kreuzen. Doch kaum stand ich auf den Beinen, riss mich die Angelschnur zu Boden. Ein mächtiger Fisch musste angebissen haben. Der Einbaum richtete sich senkrecht in die Höhe und wurde steil nach unten gezogen. Die Schnur schnitt mir dabei so tief ins Fleisch, dass mein Zeh fast abgetrennt wurde. Im letzten Augenblick kappte ich die Schnur mit meinem Fischmesser und der Einbaum schoss nach oben in die aufgepeitschte See.

Jetzt gab es ein Problem. Der Einbaum war vollgelaufen und nicht mehr zu steuern. Mit meiner Leichtmatrosenmütze versuchte ich verzweifelt das Wasser auszuschöpfen. Wie Sisyphus kam ich mir vor. Die Wellen wurden immer höher und füllten, was ich loswerden wollte, listig über die Bordwand wieder nach. Meine schöpferische Tätigkeit sollte nicht von langer Dauer sein. Eine Monsterwelle, hoch wie ein Leuchtturm, rollte unbemerkt von hinten auf mich zu und drückte mich mitsamt dem Einbaum unter Wasser. Ich verlor das Bewusstsein.

Lautes Gelächter und ein leichtes Zittern des Bodens weckten mich unsanft. Ich fühlte mich völlig zerschlagen und erst nach einer langen Weile öffnete ich vorsichtig ein Auge. Vogelschnäbel auf krummen schuppigen Beinen krabbelten direkt auf mich zu. Entgeistert sprang ich auf

und sah, wie Hunderte Schildkrötenbabys über den Strand liefen und zum Meer drängten. Ein Lachmöwenschwarm kreiste über der leichten Beute, doch sie attackierten die Schildkröten nicht. Alle erreichten unversehrt das rettende Wasser.

Ein Flösschen strömte in Sichtweite ins Meer. Die Bachläufe unserer Insel kannte ich. Keiner davon durchquerte Felsen am Strand. „Das ist nicht unsere Insel“, durchfuhr es mir. Mein Zeh hatte mittlerweile die Farbe zu blau-violett eingetauscht, war stark angeschwollen und pochte eine schmerzhaft Melodie. Ich humpelte zum Bachlauf. Während ich trank, bemerkte ich den wunderbar nahrhaften Inhalt des Wassers. Bereits nach wenigen Schlucken war ich satt. Vom Strand aus sah man eine Erhebung hinter den Bäumen. Dort oben war es bestimmt möglich festzustellen, ob ich mich auf einer Insel oder auf dem Festland befand. Hinkend folgte ich dem Flösschen durch einen uralten Wald bergan. Das Gelände war unwegsam und die feucht modrige Luft des Dschungels erschwerte mir das Atmen. Megafarne, Lianen, Wurzeln und umgestürzte Riesenpilze versperrten mir immer wieder den Weg. Obendrein, mit einer Zehe so groß wie ein Tennisball, der sich dauernd irgendwo verheddert oder anstößt, war solch ein Spaziergang kein wirkliches Vergnügen. Der Wald war ohrenbetäubend laut. Aus dem Dickicht drang ein ständiges Zirpen, Quieken, Krächzen, Brüllen, Gackern und Grunzen. Erkennen konnte ich nichts, auch von menschlichen Aktivitäten fand ich keine Spur. Immer weiter stolperte ich bergan und allgegenwärtig begleitete mich dieses feine, fast unmerkliche Vibrieren, das schon am Strand zu vernehmen war. Nachdem ich endlich den Bergrücken erreichte und mühevoll auf einen Baumriesen geklettert war, konnte ich mir ein Bild meiner Lage machen.

Soweit das Auge reichte, nichts als Wasser. Ich befand mich auf einer Insel. Im Norden tobte eine gewaltige Brandung gegen die Felsen. Eine starke Strömung beidseits

der Insel war durchsetzt mit regelmäßigen Strudeln. Im Süden verlief eine Gischtspur bis zum Horizont. Hier konnte etwas nicht stimmen. Die Welle im Norden war nicht normal. Die Insel bewegte sich mit dem Wind. Vielleicht befand ich mich auf einem Schiff? Das musste ich mir genauer ansehen.

Aufgeregt ließ ich mich an einer vertrauenswürdigen Liane den Baum hinunter und hinkte eilig zum Nordstrand. Dort angekommen blies mir die Gischt ins Gesicht, es war eindeutig Fahrtwind. Nachdenklich betrachtete ich die Brandung. Falls die Insel tatsächlich ein Schiff war, gab es auch eine Mannschaft. Dieser Gedanke drehte sich gerade in meinem Kopf, als ein lang gestreckter Felsen mit einer eigenartigen Schuppenzeichnung vor mir aus dem Meer stieg und sogleich wieder untertauchte. In seiner Spitze konnte die Kommandozentrale sein. Ohne zu zögern stieg ich in die Flut und hangelte mich an Felsen und Algen festklammernd mit größter Anstrengung unter Wasser. Der Boden war glitschig. Rechts und links ging es in weitem Bogen hinunter in die Tiefe. Mit aller Kraft stemmte ich mich gegen die starke Strömung und kroch immer weiter bis nach vorne an die Spitze. Hier fand ich keinen Halt mehr. Der Felsen war aalglatt und fiel jäh nach unten ab. Vorsichtig drehte ich mich um und blickte in zwei riesige Augen. Während sie mich fixierten, begannen sie zu schielen und augenblicklich stoppte die Fahrt. Das Wasser beruhigte sich, doch mein Herz schlug mir bis zum Hals. An Flucht war nicht zu denken, zudem wurde ich langsam an die Wasseroberfläche gehoben.

Im Sonnenschein erkannte ich, dass ich auf der Nase einer gigantischen Schildkröte saß. Gebannt blickte ich in ihre sanften Augen und eine wohlige Geborgenheit umfloss mich. Eigenartige zeitlose Bilder im Wechsel von Werden und Vergehen durchzogen meine Gedanken. Jegliches Raum- und Zeitgefühl ging mir verloren, es war wie in einem

ungeträumten Traum. Das Sonnenlicht entschwand
allmählich und ich kam wieder zu mir.



Die Schildkröteninsel

Die Schildkröte schlief. Bedachtsam erhob ich mich und schritt ihren Hals entlang zurück ans Ufer. Ich setzte mich an den Strand und bemerkte, dass mein Zeh vollständig verheilt war. Nicht die geringste Spur einer Narbe war zu sehen. Mir war, als ob die Schildkröte, während sie schlief, die Zeit für mich anhalten würde. Sie konnte nur die Verkörperung einer uralten, mythischen Welt sein. Auf ihr schien alles beseelt und in einer ständig pulsierenden Bewegung. Die Felsen atmeten. Pflanzen flüsterten und lachten. Alles Leben war mit ihr verbunden.

Der Kopf der Schildkröte tauchte jetzt sanft in die Wellen. Sie setzte ihre Reise fort. Ich schloss die Augen und ein erholsames Urvertrauen durchdrang mein Herz. In absoluter Geborgenheit hatte ich die Gewissheit, dass die Schildkröte mir helfen würde.

Mitten in meiner Träumerei stoppte die Fahrt und ich war sogleich auf den Beinen. Dichter Nebel trübte die Sicht. Durch den Dunst drang ein eigenartig dröhnendes Rauschen. Vor mir lag ein von trübem Mondlicht schemenhaft beleuchteter Strand. Die Schildkröte legte ihren Kopf auf den Sand und ich sprang an Land. Leider konnte ich mich nicht mehr bei ihr bedanken. Ich wandte mich um und sie war verschwunden.

Allmählich begann es zu dämmern. Durch den Nebel ging ich in Richtung des donnernden Getöses. Blindlings stolperte ich durch die graue Feuchte, gleichzeitig nahm das Dröhnen stetig zu. Meine nackten Füße spürten schlüpfrigen Felsen. Ein salziger Luftzug blies mir plötzlich von unten ins Gesicht und eine beklemmende Furcht ließ mich schlagartig verharren. Mir wurde schwindelig und meine Zehen verkrampften sich in einer Felskante. Wie gelähmt wagte ich nicht hinabzusehen. Durch die sich hebenden Nebel leuchtete ein milchig orange-roter Ball. Die Sonne erhob sich und schwankend senkte ich den Blick zu meinen Füßen. Direkt vor mir gähnte ein Abgrund. Es dauerte eine Ewigkeit, bis es mein taumelndes Gleichgewicht endlich zuließ, vorsichtig einen Fuß nach hinten zu schieben und mich zu setzen. Immer noch zitternd legte ich mich auf den Bauch und spähte über den Grat. Nicht unweit stürzte das Meer in einem ungeheuren Wasserfall ins Bodenlose.

Ich befand mich an einem sintflutartigen Katarakt. Hunderte Meter unter mir vereinigten sich gewaltige Wassermassen zu einem gigantischen Strom, der sich mäandernd in der Ferne verlor. Warum hatte die Schildkröte mich gerade hier an Land gebracht? Vermutlich sollte ich dem Wasser folgen. Es wurde schwülheiß und ich schwitzte